

Drinnen & Draußen



KULTUR BOBO ELISABETH

Unheiliger Bimbam: Happenings wie „Reddress – Märchenstunden und Konzerte in einem roten Kleid“ locken längst mehr Leute in die Berliner Elisabethkirche als die Sonntagspredigt.

In der Invalidenstraße 10 wird gebröckelt. „Ariadne auf Naxos“, flüstert Isabel Schubert. Sie deutet auf die Wände, die Kuppel und das ausladende Kirchenschiff von St. Elisabeth in Berlin-Mitte. Das von Friedrich Schinkel geschaffene Gotteshaus ist das größte und eindrucksvollste der vier klassizistischen Kirchengebäude, die seit dem 19. Jahrhundert in der Stadtmitte ihre Türme zum Himmel strecken. „Gerade Musiker verlieben sich immer wieder in die Akustik und die Offenheit der Räume“, raunt Schubert über den Gesang hinweg und beobachtet, wie eine der Sängerinnen in dramatischer Pose zu Boden geht. „Die haben alle Ruinensehnsucht“, sagt sie und lacht hinter vorgehaltener Hand.

Ein Klavier steht dort, wo normalerweise der Altar wäre. Ein Dirigent dort, wo eigentlich der Pfarrer predigen würde. Seit ihrer Sanierung ist die Elisabethkirche mehr Konzertsaal als Kapelle. „Was das Kulturprogramm anbetrifft, hat Frau Schubert mein volles Vertrauen“, sagt Bertold Höcker, Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Berlin Stadtmitte. Ganz in Schwarz geht er im Park vor der Elisabethkirche und der Villa Elisabeth auf und ab und genießt die Mittagssonne. Die Kirche sei immer noch Kirche, aber eben nicht ausschließlich, erklärt Höcker. Hier entstehen Kunst und Kultur mit Geist und Niveau – nur bloß kein Gemeindegospel, keine Laienprojekte, keine Hobbymalerei oder Aquarell-Engel, da sind sich Schubert und Höcker einig. Die Elisabethkirche hat hohe Standards. Aber warum eigentlich Ariadne, warum Tänzer? Warum kann sie nicht einfach ein christliches Gotteshaus sein?

„Zum Evangelischen Kirchenkreis Mitte zählen 52 Kirchen. Und jede einzelne davon unterliegt mittlerweile einer Zusatznutzung“, erzählt Höcker. Zusatznutzung? Umnutzung, Profanisierung, Abriss – das Vokabular der Pfarreien dieser Tage schürt bei vielen Kirchenmitgliedern Ängste und bedeutet schlichtweg: Die Kirchen stehen leer. Seit Jahren melden bedrückte Pastoren, dass sich die Bänke nur noch an Weihnachten füllen. Die Mitgliederzahlen sind rückläufig, Gebäude verfallen, die Instandhal-

tung ist kostspielig, und es scheint, als zöge sich die Institution Kirche langsam aus dem Stadtbild zurück. Besonders in Nordrhein-Westfalen ist die Lage prekär: So sind im westlichen Bundesland 1 500 von insgesamt 6 000 Kirchen beider Konfessionen von der Schließung bedroht.

Um dies zu verhindern, sind einige Gemeinden kreativ geworden. Die Düsseldorfer Christus-König-Kirche ist nun ein Familienzentrum mit großer Kita. Die Heiligengeistkirche in Hamburg musste 65 Neubauwohnungen weichen. In der Lutherkirche Berlin-Spandau sind Sozialwohnungen im einstigen Kirchenschiff entstanden. In der brandenburgischen Kleinstadt Milow, westlich von Berlin, hat sich eine Filiale der Sparkasse in das heilige Gemäuer eingemietet. Und in Holland gehören Gotteshäuser mittlerweile sogar zum gewöhnlichen Immobilienmarkt – so hat sich in Utrecht ein Café und in Amsterdam ein Nachtclub in eine Kirche eingemietet.

„Die Holländer sind da ein bisschen lockerer“, gibt Höcker zu. Für seinen Kirchenkreis wäre eine solche Nutzung nicht denkbar. Höcker vertritt da eine klare Linie, und zwar die des Evangeliums: keine Gewalt, kein grenzenloser Hedonismus, kein ausufernder Kommerz. Als die Produktionsfirma der amerikanischen Fantasy-Serie „Game of Thrones“ ihre Premiere in St. Elisabeth feiern wollte, blieben Kuratorin Schubert und Superintendent Höcker hart. Die Fernsehshow sei zu gewalttätig für eine christliche Kirche. „Es gibt gewisse Spielregeln“, so der leitende Geistliche.

Um all diesen Ansätzen gerecht zu werden, widmete sich in Düsseldorf in diesem Jahr die Ausstellung „Kirchengebäude und ihre Zukunft“ der Profanisierung sakraler Bauten. Organisiert von der Wüstenrotstiftung wurden gelungene Umnutzungsprojekte aus NRW gezeigt. Von den insgesamt 291 Einsendungen wurden sieben Projekte mit einer Gesamtsumme von 50 000 Euro prämiert. „Die Gewinner zeichneten sich alle dadurch aus, dass sie den prägenden Charakter und die kulturelle Identität des Sakralbaus erhalten haben“, erklärt Stefan Krämer von der Wüstenrotstiftung. Man

Der Kaffeepott auf dem Altar

Weil kaum mehr einer zur Messe kommt, werden viele Gemeinden kreativ – und öffnen ihre Kirchen für weltliche Vergnügungen

VON FRANZISKA KNUPPER

solle das Bauwerk noch als Kirche erkennen können. Eine der beiden Erstplatzierten, die evangelische Kirche in Bochum-Stahlhausen, wurde in einen spirituellen Rückzugsort, einen sogenannten „Raum der Stille“ für Gläubige aller Konfessionen verwandelt. So etwas wäre sicher denkbar, überlegt Höcker. Auch die Idee der Nutzung durch eine jüdische Glaubensgemeinschaft oder christliche Kopten komme oft zur Sprache. Und eine Moschee? Erst 2012 wurde die leerstehende Kapernaumkirche in Hamburg an den Moscheeverein Islamisches Zentrum Al-Nour e.V. verkauft; die Umbaumaßnahmen in ein muslimisches Gotteshaus dauern bis heute an. Pfarrer Höcker schüttelt den Kopf. „Bisher musste ich solchen Ideen leider eine Absage erteilen. Die meisten Gemeinden betrachten dies bis dato noch als eine feindliche Übernahme.“

Dabei sind die Kirchen aufgrund sinkender Mitgliederzahlen zunehmend auf Mieteinnahmen angewiesen. Die gewaltigen Gebäude kosten die Gemeinden hohe Summen, Sanierungen sind aufwendig. An der Elisabethkirche wird seit den 90er-Jahren gebastelt. „Die Künstler, die unsere Kirche für ihre Projekte nutzen möchten, zahlen uns für die Dauer der Nutzung natürlich eine marktübliche Miete“, erklärt Schubert. Der Eintritt und die Ticketverkäufe verbleiben bei der Truppe. „So bemühen sie sich auch eher um ein volles Haus.“

Eine weitere Möglichkeit und Geldquelle ist die Transformation der Gebäude in Begräbniskirchen. In der altrömischen Originalversion, den sogenannten Kolumbarien, wurden einst die Urnen nach der Feuerbestattung in Nischen reihenweise übereinander gestellt. Mehrere Gemeinden haben diesen Gedanken aufgegriffen. St. Konrad im Bistum Münster ist seit 2006 das erste Kolumbarium in einer ehemaligen Kirche in Deutschland. In den Boden eingelassen befindet sich ein Sammelgrab, in das die Urnen nach der Ruhezeit von fünfzehn Jahren entleert werden. Bis dahin können Angehörige ihre Liebtchen auf dem Urnenfriedhof besuchen, haben eine preiswerte Alternative zur Erdbestattung, und die Kirchen erhalten eine zusätzliche Vergütung.

Vor allem in den Großstädten regt sich jedoch auch Kritik an der Erhaltung leerstehender Gebäude im Stadtzentrum. Dort ist preiswerter Wohnraum knapp. Junge Familien, Senioren und Studenten müssen die Innenstadt verlassen, weil die Bleibe zu eng und zu teuer wird. Bunker, Bahnhöfe und alte Fabrikhallen werden in Wohnungen verwandelt. Für viele Stadtplaner und Architekten scheint es nur folgerichtig, dass irgendwann auch Kirchen den demografischen Bedürfnissen weichen müssen.

Jedoch steht ein Großteil auch der Berliner Kirchen unter Denkmalschutz. Von den 52 evangelischen Kirchen in Mitte sind 50 geschützt. Daran können auch der bundesweite Säkularisierungsschub und der Gemeindeschwund nichts ändern. Die Türme bleiben.

Und dies nicht allein aus religiöser oder kultureller Empfindsamkeit – die heilige Bedeutung des Kirchenraums, zumindest nach protestantischem Verständnis, entsteht nämlich erst durch die Gläubigen und nicht durch das Mauerwerk. Da es nach evangelischer Auffassung das Wort und der Glaube sind, die ein Gebäude weihen, besitzen die Räume an sich noch keine sakrale Würde. Doch auch eine evangelische Kirche wird vor dem ersten Gottesdienst zeremoniell geweiht. Und entweicht, wenn der Abriss bevorsteht.

Das ist im Übrigen gar nicht so unwichtig: Gewidmete Räume stehen unter staatlichem Schutz. Und dienen als ein Ort, an dem die Öffentlichkeit ihre Versammlungsfreiheit ausüben kann. Auch deswegen möchte Pfarrer Berthold Höcker diese Art Räume erhalten. In Zeiten, in denen mehr und mehr öffentliche Räume privatisiert werden und in Innenstädten Platznot herrscht, sieht er die Erhaltung der frei zugänglichen Kirchenräume als gesellschaftlichen Auftrag. Abriss ist für ihn keine Option.

Dann lieber Ariadne und Taktstock. Die Scheinwerfer für die Bühnenbeleuchtung sind jedoch nur provisorisch an den Stahlträgern befestigt – falls es irgendwann doch wieder ohne Tänzer und nur mit Betenden klappen sollte.

Ab elf Uhr gibt es Essen. Und ab kurz nach elf sehe ich die Speisekarte des Tages auf meinem Smartphone: bei StApps. Das ist eine App für Studis. Dort gibt es gleich auch Bewertungen: schmeckt okay, schmeckt nicht. Noch während ich in der Vorlesung sitze, weiß ich all das. Oder wenn ich, so wie diese Woche, drüben in einem anderen TU-Gebäude für meine Physik- und Matheklaturen lerne. Ich kann mich entscheiden, ob ich hierher gehe oder woandershin.

Aber eigentlich ist es fast egal, was die App sagt – ich komme trotzdem. Es geht schnell, es ist günstig. So ein Gemüseauflauf kostet 1,95 Euro. Dazu der Salat: 55 Cent. Nudeln kosten auch nur 55 Cent. Also nackte Nudeln. Die isst

MEIN PLATZ

OLIVIA BUCH ISST IN DER TU-MENSA



Beruf: studiert Lebensmitteltechnologie, Alter: 20, lebt in: Reinickendorf, Zeit am Platz: mehrmals die Woche



BLZ/BENJAMIN FRITZKLEIT (2)

meine Freundin, mit der ich hergehe, häufig. Ich halte mich auch meistens an die vegetarischen Sachen, davon gibt es viele. Vorhin hat mir die Frau an der Ausgabe gleich eine zweite Kelle Auflauf aufgetan: Hier, nimm mal ...

Manchmal esse ich Fleisch. Aber das will ich mir dann erst einmal richtig ansehen – und das kann dauern. Denn normalerweise stehen beim Fleischgericht die längsten Schlangen. Ja, bei DEM Fleischgericht. Es gibt ja nur eins – das ist wirklich so.

Wenn ich allein esse, gehe ich auf die Galerie und schaue mir das Gewimmel an. Sind wir zu zweit, suchen wir uns irgendwo Plätze. Schnell dazusetzen, essen, fertig. Jetzt, wo das neue Semester naht, wird es von Tag zu Tag voller. Und lauter. Protokoll: Jörg Niendorf